

**Lieber Heiko Kunert, schön, dass du Zeit gefunden hast, im Rahmen des Zeitzeugenprojektes bifos über dein Leben, deine Geschichten, deine Selbstbestimmung mit mir zu sprechen.**

## **Biografisches**

### **Wie hast du deine Kindheit erlebt?**

Als ich knapp zwei Jahre war, sind wir von Wanne-Eickel nach Norddeutschland gezogen, in ein Dorf zwischen Stade und Cuxhaven. Mit eineinhalb wurde bei mir in beiden Augen ein Tumor festgestellt. Das erste Auge habe ich gleich verloren, das zweite hat man noch versucht zu retten – mit Bestrahlung, Chemotherapie, dem vollen Programm. Als ich sieben war, musste dann auch dieses zweite Auge aufgegeben und operiert werden.

Aber ich hatte tolle Eltern, tolle Freunde. Meine Kindheit war natürlich davon überschattet, dass ich immer wieder ins Krankenhaus musste. Ich war in Essen in Behandlung, weil dort die führende Augenklinik für diese Art von Tumor war und ist. Wir sind also oft von Norddeutschland nach Essen gefahren. So war die familiäre Situation immer auch ein bisschen angespannt.

### **Wie hast du deine Erkrankung aufgenommen, wie war die Haltung deiner Familie?**

Als Kind geht man ja relativ flexibel mit neuen Situationen um. Natürlich war die Chemotherapie gerade damals furchtbar. Da ist man ja heute weiter. Rein körperlich waren die Krankenhausaufenthalte, die Schmerzen natürlich schlimm für mich als Kind. Dazu kam die große Herausforderung, dass es natürlich auch für meine Eltern, insbesondere für meine Mutter, eine große Krisenzeit war – spätestens, als klar war, dass ich blind würde. Da ist es wahrscheinlich normal, dass Kinder versuchen, ihre Eltern sozusagen zu entlasten. Das ist natürlich nicht gesund, aber es war trotzdem bei mir ein bisschen so. Als ich blind wurde, hatte ich relativ schnell das Gefühl, dass ich jetzt vor allem meiner Mutter zeigen müsste, dass das alles gar nicht so schlimm war. Ich hatte dann einen großen Ehrgeiz, schnell mit dieser neuen Situation zurechtzukommen. Ich kann mich erinnern, dass diese Krankenhausgeschichten traumatisch für mich waren, aber ich kann mich nicht erinnern, dass ich mit dem Faktum Blindheit, das eintrat, als ich sieben war, lange gehadert hätte. Das war für mich schnell selbstverständlich. Vielleicht war es auch nur ein psychologischer Schutzmechanismus nach dem Motto: ‚Das schließen wir jetzt einmal weg im Gehirn und fangen neu an.‘ Ich habe mich dann sehr schnell hineingestürzt in die neue Situation: Blindenschrift lernen, viel lesen, neue Freunde finden und so schnell es geht versuchen, wieder eine „normale“ Kindheit zu haben.

### **Kannst du dich an Situationen erinnern, die für dich beim Hineinstürzen in dieses neue Leben schön waren?**

Auf jeden Fall. Rückblickend weiß ich allerdings gar nicht, wie viel davon ich nachträglich hineininterpretiert habe und wie viel ich damals wirklich empfunden habe. Vergangenheit ist ja immer auch eine Konstruktion. Aber wenn ich zurückblicke, dann war die

Zeit nach meiner Erblindung der glückliche Teil meiner Kindheit, denn vorher, die Zeit in Krankenhäusern, war ja nicht so toll. Und dann hatte immer dieses Damoklesschwert meiner Erblindung über der Familie gehangen, wovon vor allem meine Mutter große Angst hatte. Es gab ja gar kein Bewusstsein davon, was Blindheit bedeutet, es war nur so eine diffuse Angst, die immer mitschwang. Das war nicht schön. Als ich hingegen blind war, war ich eben blind. Ich war austherapiert. Insofern gab es keine Sorgen mehr um meine mögliche Erblindung, und ich konnte mich wieder auf das Leben konzentrieren. Ich habe dann relativ schnell neue Freunde gewonnen, denn mein ganzer Freundeskreis aus der Nachbarschaft war eigentlich schon vor meiner Erblindung weggebrochen. Ich bin in einem Dorf aufgewachsen, dort war eigentlich jeder mit dieser Situation überfordert. Alles, was wir vorher zusammen gemacht haben, konnten wir ja nun anscheinend nicht mehr machen. Ich war ein sehr wildes Kind gewesen, das viel getobt hat, und wir waren immer auf Spielplätzen unterwegs gewesen, haben Fußball gespielt und so weiter. Da hatten wir sozusagen erst einmal keine Antwort auf die Frage, wie ich da jetzt weiterspielen sollte. Ich kann mich noch an eine ziemlich traurige Begebenheit erinnern, als einer meiner besten Freunde nach meiner Erblindung noch einmal zu Besuch kam und wir ein wenig bedröppelt in meinem Zimmer saßen und gar nicht richtig wussten, was wir jetzt noch miteinander anfangen sollten.

Ich war ja sieben Jahre alt und bin dann relativ schnell nach meiner Operation eingeschult worden, in eine Blinden- und Sehbehindertenschule hier in Hamburg. Dort habe ich dann sehr schnell neue Freunde gefunden, da erinnere ich mich auch an sehr lustige Zeiten. Natürlich war nicht alles rosarot, aber ich habe Freunde gefunden, mit denen ich mich auch am Wochenende treffen konnte. Insofern überwiegen die positiven Erinnerungen. Ich war immer schon ein sehr neugieriges und wissbegieriges Kind. Als ich noch sehen konnte, habe ich sehr gern gemalt. Auch noch kurz vor meiner Erblindung habe ich an einem Malwettbewerb der Vorschule teilgenommen und dann auch gewonnen. Die feierliche Verleihung der Urkunde fand dann aber erst statt, als ich schon blind war. Das war eigentlich unglaublich und auch irgendwie tragisch, denn nun konnte ich ja nicht weitermachen.

Ich habe mich dann sehr schnell auf die Brailleschrift gestürzt, habe sehr schnell gelernt und war dann sehr eifrig dabei, auch selber zu schreiben. Es hat mir zum Beispiel große Freude gemacht, kleine Geschichten zu schreiben. Ich hatte einen Freund in der Schule, er und ich haben uns gegenseitig Geschichten geschrieben und sie uns mitgebracht. Und ich hatte einen Onkel, der mir sehr früh immer Blindenschriftbücher geschickt hat. Die habe ich verschlungen.

### **Waren das Romane?**

Ja, Jugendbücher, Kinderbücher. Was mir von diesen ersten Jahren aber negativ in Erinnerung ist: Ich war ja bis zu meiner Erblindung sehr mobil gewesen. Die Unsicherheit, mit der ich mich hinterher dann zwangsläufig bewegt habe, hat mich in den ersten Jahren oft sehr belastet. Es gab Situationen, in denen ich plötzlich nicht weiter wusste. Ich hatte zwar einen ganz guten Orientierungssinn, aber wenn ich zum Beispiel auf dem Schulhof mich einmal quasi verlaufen hatte, dann war ich damit überfordert. Ich erinnere mich da noch an manche Tränen, die es dann gab. Es war ja damals noch nicht so, dass man als Kind gleich ein richtiges Orientierungs- und Mobilisierungstraining bekommen hätte. Erst so ab der vierten, fünften Klasse habe ich gelernt, mit dem Blindenstock

zu gehen. In der ersten Klasse hatten wir nur gelernt, wie wir uns davor schützen konnten, irgendwo gegen zu laufen, indem wir die Hand vor den Kopf hielten und so weiter. Diese grundsätzliche Orientierung war problematisch in den ersten Jahren. Ansonsten hatte ich im Großen und Ganzen dann eine gute Kindheit.

**Wer hat dich damals unterstützt oder begleitet? Gab es da Leuchttürme? Lehrer, deine Mutter, vielleicht auch dein Vater? Was haben die dir gegeben?**

Ich war ein Papa-Söhnchen. Das war vielleicht auch der Tatsache geschuldet, dass meine Mutter mit dieser ganzen Situation bis zu meiner Erblindung einfach überfordert war. Mein Vater hingegen war immer ein Ruhepol und hat gesagt: „Wir schaffen das schon.“ Er war ein sehr ruhiger Mensch. Aber was den konkreten Umgang mit meiner Behinderung angeht, hatte ich keine wirkliche Orientierung. Man hat sich irgendwie durchgewurstelt.

## **Neue Schrift und innere Bilder**

Mein Onkel hat mich unterstützt, der hat sich dann auch selbst die Blindenschrift ein bisschen beigebracht. Dem habe ich dann Briefe geschrieben, die er entziffern konnte. Das ist mir in guter Erinnerung geblieben. Ansonsten haben Freunde eine große Rolle gespielt. Ich hatte zwei beste Freunde, die die gleiche Augenerkrankung gehabt hatten wie ich – ein Retinoblastom. Beide waren schon sehr früh erblindet und konnten sich nicht mehr daran erinnern, wie es war zu sehen. Sie waren also schon viel länger mit der Blindheit konfrontiert. Ich glaube, an ihnen habe ich mir unbewusst ein Beispiel genommen – wie selbstverständlich die damit umgegangen sind, blind zu sein.

**Wenn du dich an die Zeit zurückerinnerst, in der du noch gesehen hast: Welche Bilder hast du noch, und sind das unterstützende Erinnerungen oder auch emotional belastende?**

Ich kann tatsächlich noch Bilder abrufen. Die sind wirklich visuell abgespeichert: zum Beispiel, wie meine Eltern damals aussahen. Die haben den Vorteil, dass sie ja nie alt geworden sind in meiner Erinnerung. Oder Orte, an denen ich viel gespielt habe. Ich kann mich noch an den Garten erinnern von dem Haus, in dem wir damals gewohnt haben. Und an ein paar Fragmente aus dem Dorf, Und schemenhaft auch noch an ein paar Freunde von damals. Aber das ist schon ziemlich verblasst. Die Dinge, an die ich mich noch visuell erinnern kann, sind tatsächlich nur noch die positiven Erinnerungen. Vielleicht will ich mich auch gar nicht an Negatives erinnern, sozusagen.

**Wie ist der Unterschied für dich von den visuellen zu auditiven Erinnerungen? In welche Welt bist du nach deiner Erblindung eingetreten – eine Welt des Hörens, des Tastens?**

Ich war ja auch schon, bevor ich erblindet bin, sehbehindert. Ich hatte ja nur Sehvermögen auf einem Auge, und das auch schon ein wenig eingeschränkt. Insofern war ich es bereits gewohnt, die Welt auch über den Tastsinn und Gehörsinn wahrzunehmen. Aber das hat sich natürlich noch einmal verstärkt, als ich dann blind wurde. Da wurde meine

Welt dann wirklich akustisch und fühlbar. Ich erinnere mich noch an eine ganz nette Begebenheit: Ich war noch im Krankenhaus und hatte meine Hörspielkassetten dabei, ‚Die drei Fragezeichen‘. Ich konnte eine bestimmte Folge herausgreifen, weil die Hülle sich anders anfühlte als die anderen Hüllen. Da war meine Mutter ganz überrascht und hat tatsächlich gefragt, ob ich das denn sehen könne? Und da habe ich gesagt: „Nein, aber fühlen.“ Diese Fähigkeit hat sich natürlich noch verstärkt, weil ich ja dann darauf angewiesen war. Es ging tatsächlich noch über mehrere Jahre so, dass ich bei allem, was ich gefühlt habe, automatisch auch ein Bild im Kopf hatte. Wenn ich irgendeinen Gegenstand angefasst habe, so wie den Tisch hier oder einen Stuhl, dann hatte ich immer auch eine Farbe dazu im Kopf und mir den Gegenstand visuell vorgestellt. Die Farbe stimmte natürlich nicht mit der realen Farbe überein, aber es waren wohl irgendwelche Assoziationen da, die ich dann abgerufen habe. Die sind dann irgendwann im Lauf der Jahre verblasst, weil ja keine neuen Eindrücke nachkamen, und weil diese visuelle Komponente für mich ja auch keine Relevanz mehr hatte im Alltag. Insofern sind natürlich alle Erinnerungen aus der Zeit nach meiner Erblindung auditiv und haptisch, manchmal auch olfaktorisch (Gerüche betreffend).

**Du bist in die Heinrich-Hertz-Schule in Hamburg zur Schule gegangen, die auch blinde und sehbehinderte Schüler\*innen aufgenommen hat.**

Nein, ich war erst in einer reinen Sonderschule, wie es damals noch hieß, für Blinde und Sehbehinderte hier in Hamburg, am Borgweg. Dort habe ich meine Grundschulzeit verbracht. Erst danach bin ich mit Schüler\*innen, die eine Gymnasialempfehlung bekamen, auf die Heinrich-Hertz-Schule gegangen. Die lang in der Nachbarschaft und hat seit Anfang der 1970er Jahre auch blinde und sehbehinderte Schüler\*innen auf dem Gymnasialzweig integrativ beschult.

**Was hat dich dazu angetrieben? Deine Neugier, dein Wille, oder ist der Wechsel auf dieses Gymnasium automatisch passiert?**

Hier in Hamburg gab es eine solche Schule, aber es war damals durchaus noch nicht üblich, dass integrativ beschult wurde. Das war ja Ende der 1980er Jahre. Es gab auch die Option, nach Marburg an die blista (Deutsche Blindenstudienanstalt) zu gehen, was damals noch viele Schüler\*innen gemacht haben. Dass es in Hamburg dieses Modell der Heinrich-Hertz-Schule mit der integrativen Beschulung gab, hatte historische Gründe: In den 1970er Jahren hatte ein Lehrer der Heinrich-Hertz-Schule eine blinde Tochter und wollte, dass sie hier beschult werden sollte. Da wurde das gemacht. Das hat sich dann glücklicherweise weiterentwickelt, so dass es, als ich hinkam, die entsprechenden Strukturen gab: Man war darauf eingestellt, blinde Schüler zu haben, man konnte Blindenschrift ausdrucken, und es gab Lehrer, die bestimmte Fächer wie Kunst und Sport speziell nur für blinde Schüler anboten. Man hatte die Erfahrung gemacht, dass in diesen Fächern integrativer Unterricht nicht so gut funktionierte. Blinde Schüler\*innen waren also nichts Besonderes, und die Lehrer hatten zum Teil Erfahrung mit ihnen. Ob ich das wollte? Natürlich wollte ich das, als die Entscheidung dann anstand. Aber dass ich gezielt darauf zugesteuert wäre, kann ich nicht sagen. Mir fiel die Schule einfach sehr leicht. Ich hatte von Anfang an in allen Fächern diese Neugier. Ich habe den Stoff aufgesogen wie ein Schwamm. Es kann durchaus sein, dass das unbewusst

auch meine Art war, mit meiner Behinderung umzugehen und sie ein bisschen zu kompensieren.

Ich hatte eben immer super Noten in der Grundschule, so dass die Lehrer gesagt haben, ich müsse eigentlich auf das Gymnasium. Meine Mutter war da eher reserviert. Sie hatte seit meiner Erblindung und letztlich auch schon vorher mit den vielen Krankenhausaufenthalten immer das Gefühl, ich bräuchte in erster Linie eine möglichst schöne Kindheit mit möglichst wenig Reglementierung. Von daher hatte sie ein bisschen Angst, dass das Gymnasium zu anstrengend werden könnte oder dass es eigentlich auch gar nicht sein müsse. Ich komme ja aus einer klassischen Arbeiterfamilie. Ich war in der Familie der erste, der am Gymnasium Abitur gemacht hat. Das war also keine Selbstverständlichkeit, sondern eher ein Luxus. Später war die Familie natürlich stolz. Aber zunächst mal hat meine Mutter gesagt: „Muss das überhaupt sein?“ Ich wollte natürlich schon, mich hat es gereizt. Ich habe auch nicht darüber nachgedacht, wie das denn wäre, integrativ beschult zu werden, zusammen mit sehenden Mitschüler\*innen. Das ist dann einfach passiert.

### **Wie war das dann auf der Heinrich-Hertz-Schule, zusammen mit Sehenden beschult zu werden? Wahrscheinlich gab es ja mehr Sehende als Nichtsehende?**

Ja, wir waren zwei Blinde in der Klasse, und die zwanzig Übrigen waren sehend. Im ersten Jahr war ich sogar ganz allein, der zweite kam erst in der 6. Klasse dazu. Wie war es? Erst einmal aufregend. Ich habe so weitergemacht wie vorher. Mir fiel die Schule weiterhin leicht. Auch zwischenmenschlich sind die sehenden Mitschüler – wir waren ja so zehn bis zwölf Jahre alt – sehr spielerisch mit meiner Blindheit umgegangen. Das war einfach völlig selbstverständlich. Da hatte keiner Berührungsängste, mit mir die Pause zu verbringen, mit mir zu reden. Ich war sehr beliebt in der Klasse, vielleicht auch, weil ich ein bisschen älter war als die anderen. Ich war ja mit meiner ganzen Krankengeschichte ein bisschen später eingeschult worden. Und wir hatten damals fünf Grundschuljahre an der Schule am Borgweg statt vier. Also war ich schon zwölf und die anderen eher zehn. Da war ich dann der Große. Mein Einstieg war also sehr leicht. Ernstere Probleme gab es nur bei Klassenfahrten in der 6. Bis 8. Klasse. Da kam dann auch noch die Pubertät dazu. Da war es dann nicht mehr so cool, mit den Blinden seine Zeit zu verbringen. So waren wir auch öfter außen vor. Keiner hatte Lust, uns zu führen. Die Lehrer mussten jemanden bestimmen und sagen: „So, du gehst jetzt mit Heiko.“

## **Grenzen der integrativen Schule**

Das waren die ersten Momente, in denen ich bewusst mit meinem Anderssein konfrontiert war. Vorher hat das manchmal mitgeschwungen, aber da habe ich das nicht so bewusst wahrgenommen. Aber jetzt habe ich gemerkt: Integration stößt ja an gewisse Grenzen. Ich bin damals dann auch konfrontativ damit umgegangen. Ich erinnere mich an eine Klassenfahrt, bei der ich das Verhalten der Lehrer gegenüber den blinden Mit-

schülern nicht immer optimal fand. Es gab danach eine Klassenfahrtzeitung, für die jeder einen Artikel schreiben sollte zu irgendeinem Thema im Zusammenhang mit der Klassenfahrt. Da habe ich – das war wohl in der 7., Anfang der 8. Klasse – das Thema Umgang mit den blinden Schülern aufgegriffen und auch Kritik geäußert. Der Artikel hat es dann auch auf den Elternabend geschafft. Damals hatte ich gar nicht bewusst darüber nachgedacht, es musste einfach irgendwie raus. Aber im Nachhinein betrachtet war das ja schon ein Engagement, ein Eintreten für unsere Belange gewesen. Es hat auf jeden Fall zu einer Diskussion geführt und zur Reflexion angeregt. Das war meine Art, mit der Sache umzugehen. Die andere Art war, einfach Frust zu schieben. Später, in der Pubertät, kam natürlich auch Selbstmitleid auf, weil ich dachte, ich würde wohl nie eine sehende Freundin finden. Die Jahre von der 7. bis 9. Klasse waren teilweise schon ziemlich schwierig, was die Integration anging. Der Unterricht war davon ausgenommen, dort lief alles, gut organisiert. Dort konnte ich auch für mich einstehen. Wenn ich das Gefühl hatte, aus irgendwelchen Gründen nicht mitzukommen, dann habe ich gesagt: „Das muss jetzt noch einmal erklärt werden.“ Damit hatte ich kein Problem. Aber zwischenmenschlich war es manchmal nicht ganz einfach. Das hat sich dann später stark gewandelt, als wir die Pubertät hinter uns gelassen haben. Da hat sich das eher ins Gegenteil verkehrt: Ich war dann sehr gut integriert, sogar ein bisschen ein Dreh- und Angelpunkt auf dieser Klassenstufe.

Ich bin dann 1993 in eine Wohngemeinschaft gezogen. Mein Heimatdorf lag eineinhalb bis zwei Fahrstunden von Hamburg entfernt. Bis einschließlich zur 5. Klasse bin ich noch jeden Tag gependelt. Es gab einen Schulbus, der die blinden und sehbehinderten Kinder aus dem ganzen Gebiet zwischen Cuxhaven und Hamburg abgeholt und nach Hamburg gefahren hat. Das heißt, ich wurde morgens um 6.00 Uhr abgeholt und war nachmittags um 15:30 Uhr wieder zuhause. Das kann ich mir heute gar nicht mehr so richtig vorstellen, dass ich das gemacht habe. Ich hätte damals ja auch in ein Internat gehen können, aber ich wollte lieber zuhause bleiben bei meinen Eltern. Und meine Eltern wollten das auch. Dann war das eben so. Auf diese Weise habe ich jeden Tag drei, vier Stunden in einem Schulbus verbracht.

## **Die große Freiheit in der integrativen Wohngemeinschaft**

In der 6. Klasse bin ich dann ins Internat der Hamburger Blindenanstalt, wie sie damals noch hieß – jetzt Hamburger Blindenstiftung – gezogen, und 1993 in eine Wohngemeinschaft der Hamburger Blindenstiftung. Diese Wohngemeinschaft genoss relativ viel Eigenständigkeit und Freiheit. Ungefähr ab 1994, das war ich dann in der 10. Klasse, spielte sich dort ein Großteil des gesellschaftlichen Lebens meiner Klassenstufe ab. Alle anderen lebten ja noch zuhause und wurden dort relativ gut überwacht. Wir hingegen genossen schon ziemliche Freiheiten. Das sprach sich herum. Ich hatte mir bis dahin schon einen kleinen Freundeskreis aufgebaut. Rückwirkend betrachtet waren das alles ein bisschen die Außenseiter – die einen, weil sie blind waren, die anderen, weil sie Nerds waren. Wir haben uns alle zusammengefunden. Später hat sich das dann interessanterweise gewandelt. Später waren wir die Coolen, zu denen die anderen kamen, weil es bei uns immer die besten Parties gab. Das war eine ganz tolle Zeit in den 1990ern.

**Waren das junge Männer und Frauen?**

Genau. Ein Großteil meines heutigen Freundeskreises stammt tatsächlich noch aus jener Zeit – das sind überwiegend sehende Mitschüler von damals. Damals ist einfach ein sehr enges Band entstanden.

### **Wie hast du dich für ein Studium entschieden? Wann wusstest du, dass du Politikwissenschaft studieren möchtest?**

Ehrlich gesagt: Ich weiß es nicht mehr. Bei mir war eigentlich bis zur 12. Klasse klar, dass ich Jura studieren würde. Ich kann heute nicht mehr sagen, woher das kam. Vielleicht hatte irgendjemand mal erzählt, dass das ein typischer Blindenstudiengang sei. Rechtsanwältin fand ich auch immer cool. Ich mochte amerikanische Fernsehserien, in denen es Rechtsanwältinnen gab. Aber irgendwann in der Oberstufe hat sich das gewandelt. Wir hatten dann ein Fach, das hieß Rechtskunde. Das war ein Wahlfach, das ich dann aber gar nicht toll fand. Ich habe dann tatsächlich erst gegen Ende der 13. Klasse mich zum ersten Mal damit befasst, dass es ja noch ganz viele andere Fächer gab, die man studieren konnte. Und dann gab es diese Uni-Tage, an denen verschiedene Fächer vorgestellt wurden. Ich bin das Thema von meinen Noten herangegangen. Also habe ich mich über alle möglichen Fächer informiert, in denen ich sehr gut war. Am Ende hat mich Politikwissenschaft sehr abgesprochen. Dort wurde auch gesagt, dass viele dann in den Journalismus gingen. Das war für mich durchaus eine attraktive Vorstellung. Deshalb habe ich dann Politikwissenschaft studiert. Ich erinnere mich noch, dass damals im Internat der Hamburger Blindenstiftung eine Berufsberatung angeboten wurde von einem Mitarbeiter, der aus dem Integrationsamt kam und selbst blind war. Dem ich gesagt: „Ich möchte Politikwissenschaften studieren. Entweder gehe ich in die Forschung oder ich werde Journalist.“ Da hat der gemeint: „Aber wie soll das denn gehen? Dass Sie in der Forschung landen, ist ja sehr unwahrscheinlich, und als blinder Mensch Journalist zu werden, ist auch sehr schwierig.“ Er hat mir also davon abgeraten. Das fand ich schon damals etwas bizarr – dass jemand, der selber blind ist, mir empfiehlt, ich solle doch in den Verwaltungsdienst gehen, denn dort würden viele blinde Menschen unterkommen. Das wäre eine sichere Bank. Statt mich in dem, was ich gern machen wollte und was mir auch lag, zu bestärken. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, in den gehobenen Verwaltungsdienst zu gehen. Ich konnte mir, ehrlich gesagt, auch gar nicht viel darunter vorstellen. Ich habe mich dann trotzdem für Politikwissenschaften beworben und wurde angenommen.

## **Politisches Engagement fernab der Behindertenpolitik**

### **Der Impuls zum Schreiben kam durch die Mitarbeit an der Schülerzeitung? Hat sich das während des Studiums weiterentwickelt?**

Auf jeden Fall. Ich war schon während der Schulzeit in der Oberstufe Schulsprecher der Heinrich-Hertz-Schule gewesen. Damals hatte ich noch kaum darüber nachgedacht. Es ging mehr darum, dass ich zusammen mit ein paar Freunden fand, es müsse mal wieder ein bisschen frischer Wind in die Schule. Ich habe dann die Studierenden der Politikwissenschaft, die sich politisch überhaupt nicht engagiert haben, immer etwas merkwürdig



gefunden. Es lag ja nahe, sich bei so einem Studium politisch auch zu engagieren, zumal man an der Uni immer mit politischen Standpunkten konfrontiert war. Ich habe dort dann auch meinen Soziotop gefunden, wo ich mit Menschen zusammenkam, die kulturell auf meiner Linie lagen und wo ich mich ein bisschen engagiert habe – allerdings weniger in der Hochschulpolitik, die fand ich immer etwas langweilig. Ich war eher für politisches Engagement im weiteren Sinne, gar nicht mal behindertenpolitisches. Damals ging es mir zum Beispiel um das Eingreifen der NATO im Serbien-Konflikt. Später um den Irakkrieg. Auch um den Kampf gegen den Rechtsextremismus, das waren die Themen, die mich beschäftigt haben. Ich habe später meine Diplomarbeit über das Gedenken an den Nationalsozialismus, konkret über die KZ-Gedenkstätte Neuengamme hier in der Nähe von Hamburg, geschrieben. Mit Behindertenpolitik hatte ich es damals noch gar nicht. Das Thema Behinderung fand mehr auf der zwischenmenschlichen Ebene oder auf der Alltagsebene statt: Dass ich von Kindesbeinen an damit konfrontiert war, erklären zu müssen, wie ich was machte, wie die Blindenschrift funktioniert und so weiter. Später, während des Studiums, hieß es dann: „Wie kannst du denn die Texte lesen?“, „Wie hältst du denn jetzt hier das Referat?“ und so weiter. Da herrschte oft erst einmal Ratlosigkeit, weil die Referatsgruppen in jedem Seminar neu zusammengewürfelt wurden. Und ich war plötzlich mit Menschen konfrontiert, die noch nie mit blinden Menschen zu tun gehabt hatten. Anders als Kinder haben sie mich aber nicht direkt gefragt, das kam ihnen wohl nicht politisch korrekt vor, meine Blindheit offen zu thematisieren. Da war ich dann gefordert, das von selbst anzusprechen. Aber das hat sich mehr auf die rein praktische Ebene bezogen. Zu Behindertenpolitik in dem Sinne hatte ich damals keinen wirklichen Zugang.

**Hast du dich selbst bereits als selbstbestimmt erlebt? Oder wo hast du dich für Selbstbestimmung engagiert?**

## **Schule und Universität als Übungsplatz für Selbstbestimmung**

Ich habe mich eigentlich seit der 10. Klasse als selbstbestimmt wahrgenommen. Ich hatte auch lange Zeit nicht das Gefühl, dass ich viel machen müsste, um meine Rechte zu bekommen. In der Schule war alles, was den Zugang zur Bildung und die Teilhabe anging, relativ gut organisiert. Und dadurch, dass sich mein Freundeskreis erweitert hat, war ich auch sozial oder gesellschaftlich sehr gut verankert. Ich war viel auf Konzerten, das war alles überhaupt kein Problem. Ich konnte machen, was ich wollte. Dann hatte ich auch eine Freundin, alles war schön. Während des Studiums war es das auch. Ich hatte dort keine Probleme. Natürlich gab es manchmal Professoren, die ich öfter erinnern musste: „Lesen Sie doch bitte einmal vor, was da auf der Folie steht.“ Oder wenn Texte herumgegeben wurden, habe ich gesagt: „Die müssten jetzt aber vorgelesen werden, denn ich kann die ja nicht lesen.“ Das kam natürlich vor. Aber das war dann auch nie ein Problem. Auch was den Nachteilsausgleich während des Studiums anging, war die Uni Hamburg schon sehr weit. Es war eben eine relativ große Uni, die dann eine gewisse Erfahrung mit Studierenden mit Behinderungen hatte. Es gab eine Schwerbehindertenbeauftragte, die sehr engagiert war. Da waren schon Sonderbedingungen ausgehandelt worden, zum Beispiel, dass ich mehr Zeit für eine Klausur bekam oder für eine Hausarbeit, weil ja erst einmal die Texte in Blindenschrift beziehungsweise in akustische



Formate umgewandelt werden mussten. Und die Bibliotheken haben mir auch Bücher ausgeliehen, die eigentlich Bestandsbücher waren, die Sehende nicht hätten ausleihen dürfen. Das war schon alles organisiert. Insofern hatte ich während des Studiums kaum Erfahrungen gemacht, an meine Grenzen zu stoßen. Das kam erst, als ich den Schritt in das Berufsleben gehen wollte.

### **Wie waren dein beruflicher Einstieg und dann dein Einstieg in die Selbsthilfeorganisation des Hamburger Blinden- und Sehbehindertenvereins?**

Ich hatte 2006 mein Diplom gemacht. Das Thema Journalismus hatte ich schon während meines Studiums abgehakt und bin gedanklich mehr in Richtung PR (Öffentlichkeitsarbeit) gegangen. Während meines Studiums hatte ich ein Praktikum in der PR-Abteilung einer Unternehmensberatung, bei Mummert + Partner (heute Mummert Consulting), gemacht und hatte das super gefunden.

### **Angewiesen auf Hilfsmittel: eine Hürde im Beruf**

Es gibt seit 1997 von der Stiftung für Blinde und Sehbehinderte in Frankfurt ein Angebot zur Weiterbildung zum PR-Juniorberater. Das ist eine zweijährige Ausbildung, in der man ein Praktikum vor Ort in einem Unternehmen macht und zwischendurch immer für eine knappe Woche nach Frankfurt fährt und dort Theorieseminare besucht. Das hat mich angesprochen, weil ich das Gefühl hatte, von meinem Studium her zu wenig Ahnung von PR-Theorie zu haben. Ich hatte auch zu wenig praktische Erfahrungen, mit Ausnahme des einen Praktikums während meines Studiums, um mich nun einfach drauflos bewerben zu können. Ich habe dann versucht, diese Maßnahme finanziert zu bekommen. Die galt offiziell als berufliche Rehabilitationsmaßnahme, das hieß, ich habe einen Kostenträger gebraucht, der das finanziert hat. Das wollte mir aber direkt nach dem Studium keiner bezahlen. Es hieß: „Sie haben ja jetzt Ihren Studienabschluss, das ist auch ein Berufsabschluss. Jetzt bewerben Sie sich doch erst einmal.“ Das habe ich dann eben gemacht. Ich hatte dann erst einmal einen Minijob in der unsicht-Bar Hamburg, einem Dunkelrestaurant, das damals, 2006, gerade aufgemacht hatte. Da habe ich schon ein bisschen versucht, neben meiner Tätigkeit als Kellner noch ein paar andere Aufgaben zu übernehmen. Ich konnte recht gut schreiben und war auch ein kommunikativer, dynamischer Typ – bin es vielleicht noch. Wir haben zum Beispiel ein Filmfestival mit Hörfilmen aufgebaut, das ich maßgeblich betreut habe. Wir haben im Dunkeln Hörfilme gezeigt, also Filme mit Audiodeskription, bei denen man nur den Ton hat und eine Bildbeschreibung. Das ist dann wie ein Hörspiel. Zu diesem Festival kamen aber nicht nur blinde, sondern vor allem auch sehende Gäste, die dann im Dunkeln einen ganz anderen Zugang zum vertrauten Medium Film bekamen, weil sie sich ganz auf die Tonspur konzentrieren konnten. Ich habe mich um die Pressearbeit gekümmert, aber es war ein relativ überschaubarer Aufwand. Denn das Hauptgeschäft war natürlich die Gastronomie und die Gäste im Dunkeln zu bewirten. Das war aber nicht das, was ich mir für den Rest des Lebens vorstellen konnte. Ein Jahr nach meinem Studium bin ich dann wieder zur Arbeitsagentur gegangen und habe gesagt: „Ich habe immer noch keinen Job gefunden, der meinem Studium entspricht.“ Ich habe also noch einmal versucht, mir diese PR-Ausbildung finanzieren zu lassen. In dieser Phase hatte ich schon das Gefühl, dass

es für mich auch gesellschaftliche Hürden gab, um in einen Beruf zu kommen. Während alle meine sehenden Kommilitoninnen und Kommilitonen über Praktika in irgendeine Unternehmen gekommen, war das für mich nicht möglich. Für so ein Praktikum hätte ich ja auch eine Hilfsmittelausstattung gebraucht – eine Breitzeile, Computer mit Sprachausgabe und so weiter. Das hätte wieder irgendjemand finanzieren müssen. Die Kostenträger finanzieren das aber nur, wenn man einen regulären ordentlichen Arbeitsvertrag hat. Das hat man bei einem Praktikum nicht. Und als mir dann auch noch Steine in den Weg gelegt wurden, was die Ausbildung der Stiftung für Blinde und Sehbehinderte in Frankfurt anging, habe ich schon ein bisschen gezweifelt. Ich hatte ja einen guten Studienabschluss gemacht und war willens, irgendwo zu arbeiten, konnte aber nicht, weil die Kostenträger das nicht finanzieren wollten. Da gab es auch gesetzliche Lücken. Ich musste dann, bevor das bewilligt wurde, noch zum Psychologischen Dienst der Arbeitsagentur, wo ein Psychologe mir solche Dreiecke, Kreise und Quadrate gab, die ich dann sortieren musste. An diesen Aufgaben sollte ich beweisen, dass ich kognitiv in der Lage war, eine Ausbildung zum PR-Berater zu bewältigen. Das muss man sich einmal vorstellen, wenn man bedenkt, dass ich vorher mit Diplom in Politikwissenschaft mit der Note 1,7 gemacht habe. Da fühlt man sich dann schon irgendwie erniedrigt.

## **Beruflicher Neustart beim Blinden- und Sehbehindertenverein Hamburg (BSVH)**

Die Ausbildung wurde schließlich bewilligt, und dann ging es darum, wo kann ich den zweijährigen Praxisteil des Praktikums absolvieren konnte. Es sollte ja möglichst ein Unternehmen in Hamburg sein, weil ich hier gern wohnen bleiben wollte. Da hat es sich dann gefügt, dass die Stiftung in Frankfurt bereits eine Anfrage vom Blinden- und Sehbehindertenverein aus Hamburg vorliegen hatte, ob sie jemanden hätten. Denn der BSVH hatte damals keinen Mitarbeiter für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, wollte diesen Bereich aber eventuell aufbauen und das erst mal ausprobieren. Das Praktikum hatte ja den Vorteil, dass das Unternehmen noch kein Gehalt zahlen musste. Und die Kosten für die Ausbildung wurden vom Kostenträger bezahlt. Das Risiko für den Verein war also relativ überschaubar. Da habe ich mich also dort vorgestellt und wurde genommen. Ich war dann dort von 2007 bis 2009 Praktikant und habe in dieser Zeit der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit einen ordentlichen Schub gegeben. Nach meinem Abschluss 2009 an der Akademie für Kommunikationsmanagement, mit der die Stiftung in Frankfurt zusammengearbeitet hat, wurde ich dann vom BSVH übernommen und habe dort noch weitere dreieinhalb Jahre die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit gemacht. Das war mein Einstieg ins Blinden- und Sehbehindertenwesen. Ich hatte vorher kaum einen Bezug zu diesem ganzen Selbsthilfebereich, außer dass ich während Mitglied im Deutschen Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf e.V. (DVBS) war. Dem war ich Ende der 1990er Jahre vor allem deswegen beigetreten, weil der einen Textservice hatte. Damit konnte ich Texte, die ich für das Studium brauchte, recht günstig auf Band sprechen. Das lief damals erst noch auf Kasette, später auf CD. Ich hatte aber keine Verbindung zu irgendwelchen Gruppen. Und als ich angefangen habe, beim BSVH zu arbeiten, war ich dort auch noch nicht Mitglied. Ich glaube, gerade dadurch, dass ich integrativ beschult worden war, hatte ich lange Zeit überhaupt keinen Bezug zur Blinden- und Sehbehindertenszene. Das kam erst, als ich gemerkt habe, was hier

für eine tolle Arbeit gemacht wird. Es war ja nun auch mein Job, diese Arbeit kennenzulernen und nach außen zu vermitteln. Erst, als ich mitbekommen habe, wie sehr die Arbeit des BSVH seinen Mitgliedern hilft, ist auch meine ganz persönliche Bindung an die Selbsthilfe gewachsen.

**Du bist als Geschäftsführer des BSVH auch Netzwerker, Lobbyist, Aktivist. Wie wirkt sich das aus? Und wie hast du den Verein vorher wahrgenommen, mit welchen Vorstellungen und Visionen prägst du ihn?**

Zunächst einmal: Ich habe dann 2013 im BSVH die Stelle des Geschäftsführers übernommen, weil mein Vorgänger in den Ruhestand ging. Ich hatte mich intern beworben. Ich bin auch Netzwerker, das ist ganz wichtig. Es ist eine meiner Stärken, verschiedene Akteure zusammenzubringen und einen gemeinsamen Nenner zu finden, wenn es um die Interessenvertretung nach außen geht, aber natürlich auch vereinsintern. Vorher habe ich den Verein mit Blick auf Bekannte, die in einem anderen Blinden- und Sehbehindertenverein waren, eher als ein bisschen altbacken eingeschätzt. Ich habe mir solche Vereine ähnlich wie Seniorenvereine vorgestellt, mit Kaffeekränzchen. Das gibt es zwar auch, und zu Recht, denn dieser persönliche Austausch bei Kaffee und Kuchen hat für viele Mitglieder einen hohen Stellenwert. Und natürlich ist der Altersdurchschnitt sehr hoch, weil er bei blinden und sehbehinderten Menschen grundsätzlich sehr hoch ist. Vierzig Prozent der blinden Menschen sind achtzig Jahre und älter. Das spiegelt sich natürlich auch in der Mitgliedschaft wider. Ich finde, wir können stolz darauf sein, dass sich das hier widerspiegelt, denn das heißt ja: Wir erreichen auch diejenigen, die durch Alter neu betroffen sind von Blindheit und Sehbehinderung.

## Von der internen Vereinsarbeit zur behindertenpolitischen Medienarbeit

Aber natürlich ist das nicht alles. Für uns gehört es auch dazu, moderne Dienstleistung zu haben und weiterzuentwickeln, die über das reine Vereinsleben hinausgehen. Da geht es dann auch um Professionalisierung und Weiterentwicklung. Und auch die Kommunikation nach außen ist natürlich den aktuellen Erfordernissen anzupassen. Als ich hier anfang, bestand die Werbung des Vereins darin, dass man Anzeigen im Telefonbuch und Branchenbuch hatte. Damals wurde darüber noch sehr stark Erstkontakt hergestellt. Inzwischen ist es schon lange so, dass oft die Angehörigen den Erstkontakt herstellen und dann im Internet recherchieren: Was gibt es für meine Mutter, für meine Großmutter an Hilfestellungen in Hamburg? Zunehmend spielen also die sozialen Medien eine große Rolle in der Wahrnehmung. Diesen Bereich habe ich aufgebaut: Wir haben ein Facebook-Profil, ein Twitter-Profil, und ich selbst blogge auch schon seit 2008. Diese ganzen Kommunikationsbereiche mitzudenken ist für Selbsthilfeorganisationen, auch für Blinden- und Sehbehindertenvereine, ganz wichtig. Da gibt es auch immer noch einen ziemlichen Nachholbedarf. Solche Themen sind eine Grundvoraussetzung für ein professionelles Dienstleistungsangebot und eine professionelle Kommunikation. Um sie umsetzen zu können, müssen natürlich auch Finanzen da sein. In diesen Aufgabenbereich Finanzierung, Vermögensverwaltung, Ansprache von Stiftungen, Projektförderung und so weiter musste ich während meiner Einarbeitungsphase zum Geschäftsführer erst

einmal hineinwachsen. Das war für mich dann noch einmal eine spannende Zeit. Aber ich hatte eine relativ lange Übergangsphase von 2011 bis Anfang 2013. Inzwischen nimmt das einen großen Teil meiner Arbeit ein. Denn wenn wir die finanziellen Grundlagen nicht haben, können wir uns noch so schöne Konzepte überlegen – umsetzen können wir sie aber nicht. Insofern sehe ich darin einen wichtigen Teil meiner Arbeit, diesen Bereich zukunftssicher zu machen.

**Inwieweit ist Social Media für Blinde und Sehbehinderte ein Thema? Wer in der Behindertenselbsthilfe treibt die Nutzung von Social Media voran? Welche Aspekte von Social Media beschäftigen dich besonders?**

Wenn man sich einmal anschaut, wie viel Zeit der Durchschnittsbürger im Internet verbringt, dann muss man schon sagen: Wer dort nicht auftaucht, den gibt es nicht. Insofern finde ich es unerlässlich, dort als Selbsthilfeorganisation auch präsent zu sein. Es kommen auch immer mehr Anfragen über Facebook und Twitter, oder es entstehen über den Blog Kontakte. Wenn man da nicht präsent ist, dann wird eben jemand anderes gefunden oder im Zweifelsfall keiner. Wir müssen also erst einmal ansprechbar sein. Zum anderen sind politische Kampagnen ohne das Internet heutzutage ja überhaupt nicht mehr denkbar. Wenn ich mir diese ganzen Aktivitäten zum Bundesteilhabegesetz ansehe ... : Die Petition ‚Recht auf Sparen‘ von Raul Krauthausen und Constantin Grosch, die übers Internet mehr als 300.000 Unterzeichner\*innen für ihre Petition gewonnen haben, das ist für ein behindertenpolitisches Thema enorm. Das wäre ohne Internet gar nicht denkbar gewesen. Und enorm viele Politikerinnen und Politiker tummeln sich mittlerweile auf Twitter, auf Facebook sind dreißig Millionen Menschen angemeldet. Wenn man das nicht nutzen würde, wäre man schön dumm. Außerdem wird die scheinbare Relevanz einer Organisation natürlich auch an der Zahl der Follower gemessen: Wenn ich zum Beispiel Politikerinnen und Politikern hier aus Hamburg treffe, dann sagen die plötzlich: „Können wir noch ein Foto machen? Das twittere ich dann gleich.“ Ob das nun immer etwas mit realer Relevanz zu tun hat, ist nicht unbedingt gesagt, aber es ist schon ein Faktor, der eine Rolle spielt. Und je mehr Links man im Internet hat, desto wahrscheinlicher ist es, dass Angehörige oder Betroffene den Blinden- und Sehbehindertenverein finden und dann hierher kommen, um Rat zu finden. So eine Beratung ist ja kein Selbstläufer. Wenn jemand mit siebzig, achtzig Jahren die Diagnose Makuladegeneration bekommt und irgendwann der Arzt sagt: „Jetzt kann ich nichts mehr für Sie tun, Sie sind sehbehindert und werden es bleiben“, dann sagen diese Menschen ja nicht: „Na, dann gehe ich einmal zum Blindenverein.“ Viele haben Berührungängste oder erwarten erst gar nicht, dass ihnen beim Blindenverein geholfen wird. Sie sagen sich: ‚Ich bin ja nicht blind, ich bin Augenpatient.‘ Da ist es schon wichtig, dass wir über alle Kanäle auffindbar sind. Insofern steht der Bereich Social Media, auch wenn er innerhalb des Vereins für viele gar nicht diese Bedeutung hat – vor allem, wenn ich an unsere altgedienten Ehrenamtlich denke – ganz oben auf der Agenda. Ich hatte das Glück, dass ich während der Zeit, in der ich hier PR gemacht habe, die Freiheit hatte, das aufzubauen. Und ich bin froh, dass ich auch persönlich sehr vernetzt bin im Internet. Das macht mir vieles leichter, wenn ich zum Beispiel mal eine Frage nicht beantworten kann oder wenn ich von Aktivisten profitieren möchte.

**In welchen Momenten deines Lebens – beruflichen, persönlichen, behindertenpolitischen – hattest du das Gefühl, erfolgreich gewesen zu sein?**

## Kommunale behindertenpolitische Erfolge

Da gibt es mehrere, die mir spontan einfallen. Das erste Beispiel war im Januar 2009, als der BSVH 100 Jahre alt und Louis Braille (der Erfinder des Punkschriftsystems für Blinde) 200 Jahre alt geworden wären. Schon lange vorher habe ich überlegt, was wir alles an Aktivitäten zu diesem Jubiläum machen könnten. Da habe ich gesagt: „Wäre es nicht schön, wenn wir unsere Straße, in der der Verein sitzt, nach Louis Braille umbenennen könnten?“ Und mein Chef meinte wieder mal: „Mach einfach.“ Ich hatte keine Ahnung, wie so etwas gehen würde, aber ich habe dann einfach losgelegt. Ich habe die Parteien im Bezirk angeschrieben und den Abgeordneten, die in der Bezirksversammlung sitzen und gesagt, ja, Louis Braille wird nächstes Jahr 200 und so. Der hat eine enorme Bedeutung für die blinden Menschen. Und nach dem sollten wir doch hier die Straße benennen. Von denen kam natürlich zurück: „Man kann nicht einfach so eine Straße umbenennen, das ist enorm aufwändig, auch für die Anwohner und Gewerbetreibenden, denn die müssen dann auch alles umändern. Aber eine Fraktion, damals war es die FDP, hat sich voll darauf gestürzt. Die wollten ein bisschen was im sozialen Bereich machen. Das haben sie auch ganz offen gesagt. Sie wollten weg von ihrem rein wirtschaftsliberalen Image. Zusammen sind wir dann auf die Idee gekommen, dass man vielleicht ein Objekt hier in der Nähe wählen könnte, das einfacher umzubenennen war – wenigstens als Symbol. So sind wir auf den Bahnhofsvorplatz des U-Bahnhofs Hamburger Straße, gleich um die Ecke, gekommen. Der hatte nur eine einzige Hausnummer, die des Bahnhofs. Dafür hat die FDP-Fraktion sich dann stark gemacht. Und es hat auch alles fristgemäß geklappt. So konnten am 4. Januar 2009 die hiesige Kultursenatorin und unser 2. Vorsitzender auf dem Bahnhofsvorplatz eine Rede halten, und es gab ein kleines Straßenschild in Blindenschrift. Das ging damals durch die Medien. Dass das alles geklappt hat, darauf war ich stolz.

Später gab es noch eine Vielzahl von Themen, mit denen wir uns beschäftigen mussten. Zum Beispiel sollte 2010 das Verkehrskonzept „Shared Space“ hier in Hamburg etabliert werden. ‚Gemeinschaftsstraßen‘ nannte man das, sprich: ein Verkehrsraum, der eigentlich ohne Verkehrsregeln und ohne Schilder und Ampeln auskommen sollte, wo es auch keine Bordsteinkanten geben sollte, sondern die Verkehrsteilnehmer sich den Verkehrsraum teilen sollten. Die reine Lehre besagte, dass sie sich durch Blickkontakt verständigen sollten. Das funktioniert natürlich nicht für blinde und sehbehinderte Menschen. Da haben wir uns sehr stark engagiert. Wir sind der damals zuständigen Behörde ziemlich auf die Füße getreten. Das musste ich durchaus auch gegen Widerstände hier im Verein durchsetzen, dass wir an die Öffentlichkeit gegangen sind, auch wenn wir damit unsere guten Kontakte in der Verwaltung womöglich vor den Kopf stoßen würden. Es war dann aber eher das Gegenteil der Fall: In der Verwaltung wurde wahrgenommen, dass wir hier im Verein ja sogar Pressearbeit machten und dass sie sich mit uns vielleicht einmal zusammensetzen sollten. Am Ende gab es dann diese Gemeinschaftsstraßen nicht. Das hat nicht ausschließlich an unserem Protest gelegen, es kam Widerstand aus vielen Bereichen, aber wir waren dabei. Unsere Kampagne war trotzdem erfolgreich.

Eine andere erfolgreiche Kampagne, die wir vor kurzem hatten, war, als hier in Hamburg neue Displays an den Bussen, also neue Bezeichnungen für die Buslinien, eingeführt wurden. Früher stand auf den Displays der Busse zum Beispiel ‚Metrobus 4‘. Jetzt stand da nur noch ‚M4‘. Das war für viele sehbehinderte Menschen nicht mehr zu erkennen,

das sah dann aus wie ‚114‘. Immer mehr Mitglieder kamen zu uns in den Verein und sagten: „Das geht nicht, wir können nicht mehr erkennen, welcher Bus kommt.“ Wir hatten blinde Mitglieder, die von Sehenden in den falschen Bus dirigiert worden sind, weil die das auch nicht richtig erkennen konnten. Da haben wir mit unserer Pressearbeit deutlich protestiert. Und wir haben unsere Mitglieder dazu aufgerufen, sich beim Verkehrsverbund zu beschweren. Aber die Hochbahn hat abgewiegelt und gesagt: „Das muss jetzt durchgesetzt werden, die Leute werden sich schon daran gewöhnen.“ Letztes Jahr wurden die neuen Displays dann wieder abgeschafft. Das ‚M‘ wurde einfach gestrichen. Das sind so Dinge, bei denen ich denke: ‚Das ist vielleicht nicht die große Politik, aber für die Betroffenen hat das eine enorme Alltagsrelevanz.‘ Denn man muss sich doch eigenständig orientieren und seinen Bus finden können. Insofern sind das schon sehr wichtige Themen.

Darüber hinaus bin ich auch selbst mehr oder minder Privatperson, auch als Blogger und freier Journalist. Da ergeben sich natürlich immer wieder Themen, die Wellen schlagen. Mein bis heute meistgelesener Blog-post heißt: „Euer Mitleid kotzt mich an.“ Das ist eine recht pointierte Überschrift, aber sie war eben aus dem Moment heraus geboren. Ich glaube, alle Menschen mit Behinderung kennen diese Alltagserfahrung, dass sie irgendwo Hilfe aufgedrängt bekommen, die sie gar nicht brauchen. In meinem Fall ging es darum, dass mir unbedingt jemand in eine U-Bahn helfen wollte, die ich auf dem Weg zur Arbeit täglich benutze. Ich habe ihm gesagt habe, ich bräuchte keine Hilfe, aber er wollte das nicht akzeptieren und hat mir dann auch noch erzählt, wie bemitleidenswert mein Schicksal sei. So etwas erlebe ich gefühlt jeden zweiten Tag. Aber an dem Tag war ich so sauer, dass ich mir den Frust einfach von der Seele schreiben musste. Ich hatte nicht gedacht, dass das solche Wellen schlagen würde, aber es wurde dann relativ schnell BILD-Blog übernommen. Die haben das verlinkt. Darüber kamen Tausende von Lesern dazu. Von Internetaktivisten wurde das re-tweetet und gepostet. Inzwischen ist der Artikel in mehreren Schulbüchern erschienen und wird dort diskutiert. Das ist natürlich auch toll. Aber es ist auch etwas, das man gar nicht so steuern kann. Es war einfach eine glückliche Überschrift gewesen, und hinzukam, dass ich damals schon relativ gut über die sozialen Medien vernetzt war. So hatte mein Eintrag relativ schnell Multiplikatoren gefunden.

## Ein Nebenzweig: inklusives Theaterspiel

**Aber du schreibst nicht nur, du spielst auch Theater, in einem Ensemble aus Sehbehinderten, Blinden und Sehenden in Hamburg. Wie bist du dazu gekommen, und was gibt dir das Theaterspielen?**

Ich bin tatsächlich über die Arbeit dahin gekommen. Als ich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit gemacht habe, war ich im Prinzip für alles Mögliche zuständig. Alle Anfragen, die man bei uns personell nicht so richtig zuordnen konnte, sind bei mir gelandet. In diesem Fall war es ein Theaterregisseur, der etwas zum Thema Sehen und nicht Sehen machen wollte. Er hatte sich überlegt, das ganz wörtlich zu nehmen und mit blinden und sehenden Schauspielern zu arbeiten. Das fiel dann in meine Zuständigkeit für Kommunikation. Ich sollte das Vorhaben unter den Vereinsmitgliedern bekannt machen. Der Regisseur war mir sympathisch, da bin ich dann in meiner Freizeit auch zum Vortreffen gegangen. Dort haben wir überlegt, was denn überhaupt denkbar wäre. Für mich klang die



Idee interessant, auch wenn ich keine Erfahrung mit Theater hatte. Zuerst habe ich gedacht: ‚Das wird jetzt aber doch arbeitsintensiv mit den ganzen Proben, das traue ich mir nicht zu. Aber dann ist drei Wochen vor der Premiere ein blinder Teilnehmer abgesprungen, und da rief mich der Regisseur noch einmal an und meinte: „Kannst du dir nicht vielleicht doch noch vorstellen, einzuspringen?“ Da habe ich Ja gesagt und bin auch sehr froh, dass ich das gemacht habe. Theaterspielen hat einfach noch einmal eine ganz andere Seite von mir angesprochen als dieses im Büro Sitzen und Schreiben. Ich konnte mich auf einer Bühne darzustellen, über Sprache, Körper agieren, Präsenz im Raum zeigen. Das waren spannende Themen, die ich als Bereicherung wahrgenommen habe. Und auch persönlich war es natürlich toll, weil ich dort meine heutige Frau kennengelernt habe. Sie war damals eine der sehenden Schauspielerinnen. Wir haben dann ab 2008 insgesamt drei Stücke gemacht, mit einem Ensemble in verschiedenen Zusammensetzungen. Seit einem Jahr ist es ein bisschen stiller geworden um das Ensemble. Einige haben die Stadt verlassen, andere haben andere Projekte. Wir müssen jetzt sehen, wie wir die Sache weiterentwickeln können, ob wir noch einmal neu anfangen oder ob das Ganze einfach zum Abschluss gekommen ist. Im Moment spiele ich kein Theater, aber mit der richtigen Idee für ein Stück kann ich es mir durchaus wieder vorstellen. Es war aber auch immer eine Herausforderung, das Projekt überhaupt finanzieren zu können. Das ist nicht nur in der Behindertenszene so, sondern auch im ganzen Off-Theaterbereich. Unser Regisseur hat sich ziemlich dabei aufgegeben, neben dem Künstlerischen auch noch die Aufführungsorte und die Finanzierung in den Griff zu bekommen. So ist das im Moment ein bisschen zum Erliegen gekommen.

### **Wie heißt das Theaterensemble?**

‚Blinde Passagiere‘, heißt das Ensemble. So hieß unser zweites Stück. Das ist natürlich ein bisschen plakativ, aber das Stück wurde damals sehr dankbar aufgenommen, auch von den Medien. Also haben wir gedacht: ‚Dann nennen wir uns doch einfach auch so.‘

## **Notwendige Auszeiten vom Kampfmodus**

### **Was gibt dir Kraft?**

Freunde und meine Frau. Und ein Eis in der Sonne. Ein Tag am Meer. Natürlich auch solche Erfolge, wie wir sie in meinem beruflichen Kontext hatten oder im Bereich Social Media, wenn da etwas durchgedrungen ist von meinen Botschaften, die mir wichtig sind. Wenn ich es schaffe, blinde und sehbehinderte Menschen mit ihren Herausforderungen aus der Nische herauszuholen und bei Sehenden, die sonst das Thema ignoriert hatten oder nie damit in Berührung gekommen sind, für Akzeptanz und Verständnis zu sorgen. Es gibt mir Kraft, wenn Angebote, die wir hier zusammen erst einmal auf der theoretischen Ebene entwickeln, dann auch noch in der Praxis bestehen. Zum Beispiel haben wir hier im Verein ein psychologisches Angebot aufgebaut, neben der Sozial- und Hilfsmittelberatung und dem, was wir sonst noch seit Jahren anbieten. Jetzt ist also auch eine Psychologin bei uns beschäftigt. Uns war erst einmal mehr theoretisch klar gewesen, dass viele Menschen mit einer Sehbehinderung oder blinde Menschen im Alltag auch Probleme haben, die über das rein Praktische hinausgehen. Letztlich ist eine Seh-



behinderung, die eintritt, immer auch eine traumatische Erfahrung. Damit muss man umgehen lernen. Da war es mir auch persönlich wichtig, dass wir diesen Bereich auch abdecken. Und es wird gut angenommen. Wenn ich mit der Psychologin spreche, dann berichtet sie, wie das den Teilnehmer\*innen hilft. So etwas gibt mir natürlich Kraft, denn es gibt ja auch viele andere Aufgaben im Alltag, die nicht so gut klappen oder wo es Rückschläge gibt. Die sind dann eher kräftezehrend. Ansonsten würde ich schon sagen, dass mir schon diese ganz einfachen alltäglichen Dinge die meiste Kraft geben. Die haben einen sehr hohen Stellenwert. Einfach das Schöne im Alltag bewusst wahrzunehmen – das vergisst man leider oft. Das vergessen auch viele, die in der Behindertenszene aktiv sind, habe ich manchmal das Gefühl, die so viel kämpfen müssen, weil es sonst keiner macht. Allein, wenn ich mir das Bundesteilhabegesetz ansehe – was für ein Murks in das Gesetz geschrieben wurde und was die wenigen Aktivisten alles stemmen müssen, um überhaupt gesellschaftlich sichtbar zu werden, um von der Politik beachtet zu werden ... Gegen diese ganzen großen Gesellschaftsthemen anzugehen – was das für Kräfte bindet, was das auch gesundheitlich mit vielen behinderten Aktivisten macht! Da ist es schon enorm wichtig, dass man das nicht immer nur verfolgt, sondern auch mal bewusst für ein paar Wochen auf Abstand geht, Urlaub macht, das Smartphone ausstellt. Ich bin inzwischen so weit, dass ich vor meinem Urlaub ankündige: „Ich poste jetzt einmal zwei Wochen lang nichts zum Thema Behindertenpolitik und lese auch nichts.“ Ich schalte dann völlig ab, und ich glaube, das ist auch enorm wichtig.

### **Wie reist du? Wie erlebst du Reisen? Ist Reisen für dich auch eine Quelle von Kraft und Inspiration?**

Auf jeden Fall. Auch da muss es nicht die große vierwöchige Kulturreise durch China sein. Ich bin gern zusammen mit meiner Frau an irgendeinem schönen kleinen Ort. Das kann auch eine deutsche Nord- oder Ostseeinsel ein, wo wir einfach den Moment genießen und auf uns wirken lassen, die Natur genießen, die Ruhe. Für mich ist Ruhe im Urlaub immer wichtig. Natürlich fahre ich auch gern einmal in eine Stadt. London, zum Beispiel, finde ich super, weil man dort spürt und hört, wie die Stadt vibriert und pulsiert. Das ist schon Wahnsinn, wie international die ist. Aber ansonsten ist mir im Urlaub auch Ruhe extrem wichtig: am Strand sitzen oder am Strand spazieren gehen oder durch den Wald oder auf der Terrasse sitzen und ein Hörbuch hören, mit meiner Frau Eis essen gehen. Das sind Momente, die mir viel bedeuten und in denen ich auch am besten abschalten kann und Distanz zu diesem ganzen Alltagswahnsinn bekommen kann.

### **Wenn du drei Wünsche frei hättest, persönliche oder gesellschaftliche, was würdest du dir wünschen?**

Drei? Also, das Allerwichtigste: gesund zu bleiben und dass die Menschen, die mir lieb und teuer sind, gesund bleiben.

Und dass Inklusion im umfassenden Sinn real wird. Natürlich ist das eine Utopie, aber ich glaube tatsächlich, dass sie machbar ist. Dann wäre es völlig selbstverständlich, dass man blinde oder gehörlose Mitschüler\*innen hat, Berufskolleg\*innen, die im Rollstuhl sitzen, dass man im Sportverein zusammen mit Menschen mit Behinderung trainiert, dass auf dem Spielplatz Kinder mit irgendeiner Behinderung spielen, dass man die gleichen beruflichen Chancen hat wie nicht behinderte Menschen, dass die Stärken von

Behinderten gesehen werden. Das ist mein Traum. Das ist ein Leitbild, das mich beschäftigt, seit ich sieben bin. Ich war ja immer wieder damit konfrontiert, argumentieren zu müssen, dass Blinde wie ich ganz normal sind, dass wir viele Dinge können, die Sehende vielleicht nicht können. Dieser Gedanke zieht sich durch mein Leben.

## Mehr Mut zur Sichtbarkeit und zur Konfrontation

Als Drittes fällt mir ein: dass ich mir mehr Selbstbewusstsein in der Behindertenszene wünsche, dass man sich bei der Selbsthilfe-Interessenvertretung für Menschen mit Behinderung auch mal traut, auf den Putz zu hauen, dass man Konfrontationen nicht scheut. Natürlich sagt sich das leicht. Viele Menschen mit Behinderung sind es von Anfang an gewohnt, dass sie immer auf den Goodwill von anderen angewiesen sind, dass sie quasi betteln müssen um Teilhabe. Das macht natürlich auch etwas mit den Menschen, auch mental. Nichtsdestotrotz brauchen wir gerade deshalb starke Organisationen, die bereit sind, öffentlich sichtbar für unsere Belange zu kämpfen. Es gibt in manchen Organisationen – und da möchte ich die Blinden- und Sehbehinderten-Selbsthilfe nicht ausnehmen – oft noch zu viele Berührungängste, Ängste, irgendetwas kaputt zu machen, wenn man sich wirklich konfrontativ einsetzt. Ich glaube aber, das ist Quatsch. Man wird nur als starke Interessenvertretung wahrgenommen, wenn man auch zur Konfrontation bereit ist und Probleme klar anspricht. Da kann man auch von solchen Einzelkämpfern wie Raul Krauthausen eine Menge lernen, die einfach die sozialen Medien nutzen und neue Wege gehen in der Lobbyarbeit. Dafür versuche ich in meinem kleinen bescheidenen Rahmen, auch innerhalb unserer Organisation, zu werben. Ich hoffe, dass sich das auch noch weiter herumspricht.

**Du wünschst dir, dass die speziellen Stärken von Behinderten allgemein sichtbarer werden. Kannst du uns ein Beispiel nennen für solche Stärken?**

## Perspektivwechsel: Behinderung bedingt auch Stärken

Ja, es gibt tolle Beispiele, die auch schon ein bisschen durch die Medien gegangen sind: Zum Beispiel das Berufsbild der medizinischen Tastuntersucherin. Das sind blinde Frauen, die in gynäkologischen Praxen arbeiten und dort Krebsvorsorge betreiben. Man hat festgestellt, dass der Tastsinn viel stärker geschult ist bei blinden Menschen und ist auf die Idee gekommen, dass sie bei der Brustuntersuchung im Rahmen der Krebsfrüherkennung eingesetzt werden könnten. Damit hat man sehr gute Erfahrungen gemacht. Sie ertasten Knötchen, die ein sehender Facharzt oder eine sehende Fachärztin nicht wahrnehmen würden. Ein solches Beispiel spricht gegen den defizitären Ansatz. Es geht nicht darum, auch einmal eine Blinde einzustellen und dann zu überlegen, was die machen könnte, sondern gezielt nach blinden Mitarbeiterinnen zu suchen, weil man weiß, dass die beim Tastsinn eine Stärke haben. Das ist jetzt ein ziemlich plakatives Beispiel, so wie es auch ziemlich viele blinde Klavierstimmer gibt, weil deren Gehör eben besonders geschult ist. Aber besondere Stärken werden auch schon eine Stufe tiefer, im zwischenmenschlichen Miteinander, deutlich. Blinde Menschen haben zum Beispiel auch

eine besondere Stärke bei der Gesprächsführung, beim Erspüren und Erlauschen von Zwischentönen. Die kann auch ein Unternehmen nutzen für den Kundenkontakt, in der Mitarbeiterführung oder wo auch immer. Sehende sollten nicht nur denken: ‚Blinde können ja die nonverbalen Dinge nicht sehen‘. Dafür bekommen Blinde vielleicht Dinge mit, die über die Sprache, die Stimme zum Ausdruck kommen und sich schlecht überspielen lassen. Ich glaube, das ist eher eine Frage, wie man sich der Behinderung stellt und wie man sich damit auseinandersetzt, dass jemand eine Behinderung hat: Sehe ich als erstes die Dinge, die jemand nicht kann? Oder sehe ich zuerst auf das, was er kann? Und da gibt es natürlich bei allen Menschen mit Behinderung auch Stärken – andere Stärken. Da ist die Gesellschaft auch zum Umdenken gefordert. Bei einem Menschen, der nicht behindert ist, hat man ja auch nicht zuerst dieses Merkmal im Sinn. Ich bin ja hier im BSVH auch als Führungskraft tätig, und da ist es vor allem meine Aufgabe, auf die Stärken der Mitarbeiter\*innen zu schauen und die Mitarbeiter\*innen so einzusetzen, dass sie ihre Stärken nutzen können und die dann auch für uns als Verein hilfreich sind. Es bringt selten nachhaltigen Erfolg, wenn man nur an den Schwächen herumdoktert. Das gilt für Menschen mit Behinderung genauso wie für Menschen ohne Behinderung. Ich glaube, im Umgang mit dem Handicap können wir in Deutschland durchaus noch besser werden.

**Das Interview führte Andreas Brüning.**